



Julia Barbara Köhne (Hrsg.)

# Exzellenz, Brillanz, Genie

Historie und Aktualität  
erfolgreicher Wissensfiguren

Neofelis Verlag





# Inhalt

- 7 **Renate Kroll**  
Exzellenz, Brillanz, Genie – Vorbemerkungen in eigener Sache
- 15 **Julia Barbara Köhne**  
Heutiges Exzellenzstreben und Genieforschung um 1900  
Einleitung
- 43 **Thomas Macho**  
Der Glaube an den Doppelgänger  
Verborgene Wurzeln der Geniereligion
- 65 **Julia Barbara Köhne**  
Der Kult des Genies in Geisteswissenschaften und Literaturen  
Eine kontroverse Szenerie um 1900
- 95 **Gabriele Dietze**  
„Heller Wahn“  
Echoräume zwischen Genie-und-Wahnsinn-Diskursen  
in Psychiatrie und künstlerischen Avantgarden der Moderne
- 121 **Gerhard Scharbert**  
*Idiotie et génie*  
Gérard de Nervals Höllenfahrten ins Reale
- 143 **David Keller**  
Saturn und Lithium  
Genialität, Kreativität und Psychopathologie  
bei Kay Redfield Jamison
- 161 **Claudia Bruns**  
Einige Anmerkungen zur Verbindung von  
Ästhetik, Politik und Geschlecht im Geniediskurs





- 185    **Barbara Will**  
Woman Genius Other  
Gertrude Stein, Claude Cahun, Lou Andreas-Salomé,  
and Modernist Self-Recognition
- 205    **Monika Wulz**  
Genie-Ökonomie zwischen nationalen Interessen  
und globalen Kontaktzonen  
Begabtenförderung, Investitionsstrategien und  
Wissenschaftsorganisation bei Wilhelm Ostwald
- 227    **Stefan Hornbostel / Nele Albrecht**  
Wissenschaft: Zwischen Genie und Kollektiv
- 243    **Tobias Peter**  
Zwischen Genie und Leistung  
Genealogie und Gegenwart des Talents
- 264    **Abbildungsverzeichnis**  
266    **Autorinnen und Autoren**





Julia Barbara Köhne

## Heutiges Exzellenzstreben und Genieforschung um 1900

### Einleitung

#### **Aktuelle Exzellenzrhetoriken**

In akademischen Kontexten zirkulieren heute mehr denn je multiple Vorstellungen von geistiger Exzellenz und Begabtenförderungswürdigkeit, von Brillanz, Innovation und Herausragendem. Sie spiegeln sich in der omnipräsenten Rede von „Elite-, Prestige- und Exzellenz-universitäten“, von „Exzellenzinitiativen, -clustern und -strategien“ sowie „Spitzen- und Höhenkammforschung“ und vom „Zukunftskonzept“ wider. Das Streben nach Exzellenz hat die Positionierung und Wahrnehmung der bundesrepublikanischen Universitäten in Bewegung gebracht. — Es ist Zeit für eine selbstkritische Reflexion und Evaluation neuerer politischer Entwicklungen im deutschen Hochschulsystem. Denn was suggeriert das exzellenzorientierte Sprechen in Superlativen, das nun bereits eineinhalb Dekaden andauert? Und was wird hierdurch überdeckt? Was hat Wissenschaft mit geschliffenen Edelsteinen wie kostbaren Brillanten, mit aristokratisch-majestätischen Denkfolien wie Exzellenzen und Eminenzen oder mit zu erklimmenden Bergeshöhen zu tun? Warum sind diese rhetorischen Figuren heute so attraktiv? Und auf welchen wissenschafts- und kulturhistorischen Vorläufern fußen die suggestiven Exzellenzierungsrhetoriken und der Hang zur Selbstidealisierung? Worauf rekurrieren die exzellenzierenden Terminologien im Verbund mit einer „vertikalen Differenzierung“ in der Wissenschaftslandschaft?<sup>1</sup>

1 Silke van Dyk / Christina Möller / Tilman Reitz: Vertikale Differenzierung. Wissensentwertung durch Statuswettbewerb. In: *Forschung & Lehre* 23,5 (2016), S. 388–389.





Um sich diesen Fragen anzunähern, verbindet der vorliegende Sammelband interdisziplinäre Perspektiven, die kultur-, zeit- und mediengeschichtliche, philosophisch-anthropologische, literarische, biographiegeschichtliche, neuropsychiatrische und psychopathologische sowie religiöse, soziopolitische und genderspezifische Fragestellungen bündeln. Der Band entsteht in Folge des internationalen und multidisziplinären Symposiums „Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren“, das von mir konzipiert, der FONTE-Stiftung finanziert und vom Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin veranstaltet wurde. Ein Großteil der Aufsätze basiert auf Vorträgen, die in dessen Rahmen am 13. und 14. Januar 2017 im Auditorium des Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Zentrums gehalten wurden. Das Autor/innenkollektiv umfasst etablierte wie Nachwuchswissenschaftler/innen aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und den USA, die das seit der Antike debattierte ‚Genieproblem‘ diskutieren: zum einen entlang von Fragen der Geniebiographik und „genialen Manie“, der Geschichte von Begabtenpsychologie, Persönlichkeitsforschung und Züchtungsphantasien, der Forschungsuniversitäten im Verbund mit national-ökonomischen Interessen, der Geniereligiosität und Doppelgängergestalt sowie weiblicher Genialität. Zum anderen wird der Bezug zur zeitgenössischen Spannung zwischen herausragenden Einzelforscher/innen und Wissenschaftskollektiven im Rahmen heutiger Exzellenzierungsbestrebungen und neuester Hochschulentwicklungsforschung erkundet.

Der Band fokussiert auf zwei Zeitebenen und verquickt sie punktuell miteinander. Zum einen fragt er, wie aktuelle Konfigurationen von geistig Hervorragendem und akademisch Exzellentem aufzufassen sind: als Beschreibung des Status quo, als *wishful thinking* oder aber als *self-fulfilling prophecy*. Zum anderen eruiert er, im Abglanz welcher Ideen und Erfolgskonzepte sich wissenschaftliche Forschung hier eigentlich ‚sonnenbaden‘ möchte. Dies verrät ein diachroner Blick zurück auf ein bestimmtes Setting der Kultur- und Geistesgeschichte: die Hochbegabten- und Geniedebatte des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts nebst ihren politischen Ausläufern. Die These der vorliegenden Anthologie ist, dass einige Facetten dieses disziplinenübergreifenden Geniediskurses in aktuellen ‚Exzellenzierungsträumen‘





widerscheinen. Prägnante symbolische, metaphorologische und konzeptuelle Elemente werden aus historisch älteren Schichten idealisierender Selbstbeschreibungformeln des „Geniegläubens“ adaptiert. So zum Beispiel die Abfärbungslogik nach bewährtem Muster: Wer das „Genie“ am besten durchschaut, dem eignet selbst „Geniales“. Der Geniekult der Moderne scheint als ein Sprungbrett für heutige Exzellenzdebatten zu dienen, denn auch damals griff man auf erfolgreiche Wissensfiguren wie „Genies“, „Eminenzen“<sup>2</sup> oder „Persönlichkeiten“ und sie umgebende Wortfelder zurück, um ein ideales Selbstbild und eine angestrebte Erfolgstrajektorie zu formulieren. Um 1900 suchten akademische Disziplinen, Fachvertreter, Schriftsteller und Denkkollektive schon einmal, sich mittels Rückbezug auf ausgewählte verstorbene „Genies“ und deren positive Eigenschaften ihrer eigenen intellektuellen und schöpferischen Potenzen zu versichern und diese in irdische Vorbilder zu gießen.

Um Vorstellungen und Rhetoriken der Exzellenz und des Brillanten in der heutigen deutschen Hochschullandschaft besser verstehen und kritisieren zu können, besichtigt der Band ergo ausgewählte Schauplätze des akademischen, kulturellen und politischen Geniekults um die vorletzte Jahrhundertwende, mit dem Ziel, diese zu dekonstruieren. Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive werden im vorliegenden Textensemble Synergieeffekte zwischen Wissenschaftsgeschichte und Kulturgeschichte, historischer Genieforschung und Wissen über aktuelle Hochschulentwicklung, Sprach- und Metaphernanalyse beleuchtet. Neben den ermittelten Gemeinsamkeiten soll auch geklärt werden, worin sich die Lust an der Selbstvergewisserung und Aufwertung des Selbst oder Anderer in diesen beiden Zeitperioden unterscheidet.<sup>3</sup>

2 Vgl. z. B. Julian Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Geschichte*. Leipzig: Barth 1914.

3 Dieser Frage gehe ich 2020/21 im Rahmen eines Stipendiums der Volkswagen-Stiftung und deren Förderlinie „Originalitätsverdacht? Neue Optionen für die Geistes- und Kulturwissenschaften“ mit dem Forschungsprojekt „Träume der Wissenschaft von Exzellenz. Rhetoriken und Politiken der Aufwertung, 1900 | 2000“ nach, das am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt ist.





## Historische Genieforschung

Um die Herkunft und Wirkdynamik heutiger Rhetoriken der Aufwertung wie geistige Exzellenz, brillante Forschung und akademisch Extraordinäres zu ergründen, gilt es, sie zu kontextualisieren und wissenschaftsgeschichtlich zu situieren, historische Korrespondenzen aufzudecken und dabei ihre Verwandten und Vorläufer zu identifizieren. Der geisteswissenschaftliche Genie- und Persönlichkeitskult um 1900 enthält zahlreiche Aspekte, die zu einem Vergleich mit der heutigen Exzellenzdebatte einladen. Die spezifische Funktionsweise und Dogmatik des akademischen und literarisch-philosophischen Geniediskurses in der europäischen Moderne ist bereits ausführlich erforscht worden.<sup>4</sup> Es wurde gezeigt, dass die meist erst post mortem erforschbare Geniegestalt um 1900 zu einer heftig umstrittenen Wissensfigur avancierte, die symbolische und quasi-religiöse, wissenschaftspolitische und epistemologische Funktionen übernahm. Das „Genie“ fungierte hier als vielfältige Repräsentationsgestalt, die durch hunderte interdisziplinäre wissenschaftliche wie literarische Texte geisterte, die zwischen circa 1890 und 1930 veröffentlicht wurden. Auch in dieser historischen Genieforschung, der so genannten Geniologie,<sup>5</sup> wurde der Konnex Wissenschaft, Sonderbegabung und Höchstleistung thematisiert. Folgende Fragen standen dabei im Mittelpunkt: Was ist „Genie“ und wem gebührt diese nobilitierende Bezeichnung? Und: Was leistet das „Genie“ für Wissenschaft, Gesellschaft, Kultur, Kunst und Politik? Zu fragen ist daher, wie das „Genie“, das meistens

4 Vgl. Jochen Schmidt: *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750–1945*, 2 Bde. Darmstadt: WBG 1985; Julia Barbara Köhne: *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900 und seine filmischen Adaptionen*. Wien / Köln / Weimar: Böhlau 2014; Hans Stauffacher / Marie-Christin Wilm (Hrsg.): *Wahnsinn und Methode. Zur Funktion von Geniefiguren in Literatur und Philosophie*. Bielefeld: Transcript, im Erscheinen. Laut Ankündigungstext betrachtet letzterer Band die Geniefigur als „zentrale Denkfigur der Ästhetik“ und „(Helden-)Paradigma der Moderne“, die in politische, ethische, religiöse, naturwissenschaftliche, epistemologische, psychologische und anthropologische Diskurse hineinragt. Als „Idealtypus von Kreativität und Originalität“ bilde das „Genie“ einen „Schnittpunkt der Debatten über künstlerische Produktion, Inspiration und Eskalation, über Kunstautonomie und über das Verhältnis von Kunst, Wahrheit, Natur und Moral“. (<https://transcript.degruyter.com/view/title/497121> (Zugriff am 02.07.2020).)

5 Vgl. Darrin M. McMahon: *Geniologie*. In: Ders.: *Divine Fury. A History of Genius*. New York: Basic Books 2013, S. 151–188; Joyce Chaplin / Darrin M. McMahon (Hrsg.): *Genealogies of Genius*. Basingstoke: Palgrave Macmillan 2016.





als männlich, weiß, europäisch und nicht-jüdisch imaginiert wurde, in der europäischen Moderne konzeptualisiert, repräsentiert und gedeutet wurde. Welche wissenschaftspolitischen und realpolitischen Funktionen hatte es als säkulare Helden- und Identifikationsfigur inne? Welche Rolle spielte es für die Möglichkeitsbedingungen und das Selbstverständnis der Autor/innen, Literaturen, Kulturen und Wissenschaften, die seine Erkennungsmerkmale, Charakteristik und epistemologischen Kapazitäten mit Verve verhandelten?

Hatte sich der kulturgeschichtliche Geniediskurs bereits über Jahrhunderte erstreckt, so wurde das „Genie“ erstmalig um die Mitte des 19. Jahrhunderts zum Gegenstand modernen wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses und wissenschaftlicher Selbstreflexion, wie unter anderem Studien von Thomas Carlyle und Ralph Waldo Emerson zeigen.<sup>6</sup> Das Genietheorem und die sich um es herum strukturierende Genieforschung war keine Einzeldisziplin, sondern verlief quer durch die Wissensfelder und universitären Fachbereiche, die sich um 1900 teilweise auch erst als solche formierten und institutionalisierten, wie Religionswissenschaft, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse / Psychobiographik, Psychiatrie / Pathographie, Philosophie, Literaturkritik, Sexualwissenschaft sowie Naturwissenschaften, Evolutionstheorie, Phrenologie, Kranimetrie und biologistische Rassentheorien (inklusive Rassenhygiene und Eugenik). Der Unterschied zu früheren Konzeptualisierungen bestand darin, dass die Geniefigur um 1900 zu einem wissenschaftlichen Problem und neuem epistemischen Objekt erhoben wurde, das durch auflagenstarke Wissenschaftspublikationen, Monographien und Zeitschriftenbeiträge sowie durch ungezählte Biographien hohe Sichtbarkeit erlangte. Meist ging es in den betreffenden Texten weniger um die Beschreibung konkreter historischer „Genies“ wie Shakespeare oder Napoleon, denn um die Formierung abstrakt-visionärer Geniekonzepte. Wünsche, Mythen und Ideale wurden in der Figur des „Genies“ personalisiert, anthropomorphisiert und ‚verfleischlicht‘. In der Logik des Geniekults wandelte sie in vielfältigen narrativen Gewändern durch die Historie: als gewürdigtes, gefeiertes, glorifiziertes und angebetetes oder als unerkanntes,

6 Thomas Carlyle: *On Heroes, Hero-Worship, and The Heroic in History* [1841]. London: Frazer 1852; Ralph Waldo Emerson: *Repräsentanten der Menschheit: Sieben Essays. Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon, Goethe* [1850], aus d. Engl. v. Karl Federn. Zürich: Diogenes 2003.







unbedanktes, verkanntes, verhindertes und vergessenes Super-Individuum. Die hierbei produzierten Narrationen, die dieser alten Wissensfigur mit jedem neuen Kleid neue Strahlkraft zu verleihen suchten, verraten mehr über die Wunschvorstellungen und Hybris der Wissenschaft(-ler) selbst als über ihr postmortales Forschungsobjekt.

Der Rekurs auf „Genies“ oder herausragende Geister schien alten und neueren Fachdisziplinen dabei zu helfen, sich ihre eigenen intellektuellen und schöpferischen Kapazitäten zu vergegenwärtigen. Zu den zahlreichen das „Genie“ verehrenden Theoretikern gehörten Hans Blüher, Houston Stewart Chamberlain, Otto Hauser, Ernst Kretschmer, Arthur Schopenhauer und Otto Weininger. Ausdrücke wie die zeitgenössische Rede von den „großen Männern der Geschichte“, „Eminenzen“, „Höchstleistern“, „Repräsentanten des Geistes“, „Superlativen der Menschheit“, „Zeitenwendern“, „Ausnahmemenschen“, „Männerhelden“ oder „geistigen Führern“ kündeten zugleich von der Verehrung bewunderter „Genies“ sowie den Zielvorstellungen der Redner selbst. Denn das „Genie“ wurde nicht nur als Subjekt schöpferischer Kreativität und als Geschichtsproduzent gedacht – wie in ästhetischer Perspektive auch schon um 1800 –, sondern der Geniewissenschaftler suchte nun mit seinem Untersuchungsobjekt zu verschmelzen.

Aufschlussreich dabei ist, dass das „Genie“ als zweiwertig konzeptualisiert wurde. Eine Konzeptlinie imaginierte es als männlich, weiß, aus der westlichen Hemisphäre stammend, originell, schöpferisch, singular, selbstgenerativ oder autodidaktisch, selbstursprünglich und eigen-gesetzlich. Zudem galt es als vom Göttlichen angehaucht oder quasi-göttlicher Erschaffer von Kultur und Erlöser der Gesellschaft, der in den meisten Fällen jedoch bereits verstorben war. Dieses Phänomen der „posthumen Geburt“<sup>7</sup> spitzte Julian Hirsch zu: „Der Ruhm entsteht nicht nur nachdem, sondern: weil das Individuum tot ist“.<sup>8</sup> Die starke Verbindung mit Elementen der Geniereligiosität<sup>9</sup> lässt sich

7 Friedrich Nietzsche: *Der Antichrist. Fluch auf das Christenthum* [1888]. In: Ders.: *Kritische Studienausgabe*, Bd. 6, hrsg. v. Giorgio Colli / Mazzino Montinari. München / Berlin / New York: dtv 1999, S. 165–254, hier S. 167.

8 Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes*, S. x.

9 Julia Barbara Köhne: *Wider die Geniedrachen. Edgar Zilsels Die Geniereligion*. In: Dies.: *Geniekult in Geisteswissenschaften und Literaturen um 1900*, S. 190–228; Thomas Macho: *Der Kultus einer Geniereligion. Hundert Jahre Nobelpreis*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 01.12.2001, S. 83.





durch eine Relektüre von Edgar Zilsels *Die Geniereligion* von 1918 nachvollziehen.<sup>10</sup> Der Kulturhistoriker **Thomas Macho** stellt in seinem vorliegenden Aufsatz „Der Glaube an den Doppelgänger. Verborgene Wurzeln der Geniereligion“ Verknüpfungspunkte zwischen einem Glauben an die „Geniereligion“ und der älteren Figur des Doppelgängers heraus. Beide kreisten um enigmatische männliche Figuren mit einem Doppelcharakter. Der kulturen- und epochenübergreifende Glaube an Doppelgänger stelle eine verborgene Wurzel des Geniekultus um 1900 dar. Ähnlich wie das „Genie“ mit einer Grenzüberschreitung des Selbst im Zuge des ‚genialen Schaffens‘, werde der Doppelgänger mit einem gespaltenen Bewusstsein assoziiert, was sich zum Beispiel in Arthur Rimbauds bekannter Sentenz „Je est un autre“ widerspiegeln. Überirdisches Genie, ein irdisches Martyrium und

frühes Ableben, notfalls beschleunigt durch den Akt des Suizids, [formierten] einen geniereligiösen Resonanzraum, der vor allem im Fin-de-Siècle produktiv gewesen sei und in dessen Rahmen sich auch [der Philosoph] Otto Weininger bewegt habe [...]. Die enge Verwobenheit von Genie- und Doppelgängervorstellungen sei bereits zu Zeiten der Römischen Antike beobachtbar gewesen und ließe sich auf die Vorstellung vom *genius* zurückführen, der als persönlicher Schutzgeist und gewissermaßen als Verdoppelung eines Mannes bei seinem Eintritt ins Leben mitgeboren werde. Gleichwohl sei in zahlreichen Kulturen die Begegnung mit dem eigenen Doppelgänger als Prophezeiung des eigenen baldigen Todes imaginiert worden.<sup>11</sup>

Auch Darrin M. McMahon beschäftigt sich in seiner Monographie *Divine Fury. A History of Genius* mit dem Konnex von Genie und Göttlichem, den er genealogisch bis ins 18. Jahrhundert und in

10 Eine von Prof. Dr. Thomas Macho und Dr. Günther Sandner konzipierte Tagung, mit dem Titel „Edgar Zilsel und die Kritik der Geniereligion“, fand vom 05.–07.12.2018 am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK), in Kooperation mit der Universität Wien, Institut und Gesellschaft Wiener Kreis, in Wien statt. Die Tagung untersuchte 100 Jahre nach dem Erscheinen von Zilsels Buch *Die Geniereligion* die kulturelle und politische Relevanz dieser Arbeit. Zilsels radikale Kritik des Persönlichkeitskultes und der religiösen Verehrung von Ausnahmemenschen wurde als heute immer noch aktuell befunden.

11 Vgl. Marta Kuhn / Paula Hanitzsch / Jule Ulbricht: Tagungsbericht: „Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren“, 13.–14.01.2017, Berlin. In: *H-Soz-Kult*, 12.07.2017. <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7239> (Zugriff am 14.06.2020).





frühere Zeitsegmente zurückverfolgt.<sup>12</sup> Der Historiker zeigt die Nähe von Ikonographien des antiken *genius*-Schutzgeistes zu viel späteren christlichen Engelsvorstellungen, die wiederum an die Idee einer Verbindung von ‚großen Männern‘ mit der transzendental-göttlichen Sphäre anschlossen. Nicht nur in Gestalt einer von außen einwirkenden und vom Individuum besitzergreifenden göttlichen Macht, sondern nunmehr auch als personifizierte gottähnliche Begabung, die strikt vom griechischen *daimon* unterschieden wurde.<sup>13</sup> Trotz historischer Varianzen im Laufe der Zeit habe der Geniekult seine auratische oder religiöse Wirkkraft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert keineswegs eingebüßt, sondern vielmehr den Status einer Personen verehrenden Ersatzreligion angenommen, die trotz warnender Gegenstimmen, zum Beispiel von Edgar Zilsel oder Wilhelm Lange-Eichbaum, zu politischen Legitimationszwecken instrumentalisiert wurde. Wie McMahon betont, taten selbst die entmystifizierenden Bemühungen damaliger Wissenschaften der Geniereligiosität keinen Abbruch. Um 1900 sei Vergöttlichung auch in Verbindung mit Reliquienkulten und Preisungen verstorbener „Genies“ aufgetreten: „In death, even more so than life, geniuses could be worshiped as exalted beings capable of providing revelation and redemption“.<sup>14</sup> Am auratischen quasi-religiösen Geniekonzept hebt McMahon daher das „materielle Begehren der Personenverehrung“ hervor, „das sich im Reliquienkult um verstorbene ‚große Männer‘ niederschlug“<sup>15</sup> – zum Beispiel in Form einer mikroskopisch dünnen Scheibe von Albert Einsteins Gehirn als Devotionalie der Genieverehrung oder der getrockneten Version von Galileo Galileis rechtem Mittelfinger.<sup>16</sup> In einer anderen Konzeptlinie, die der ersten diametral entgegengesetzt war, wurde das „Genie“ als kultisch-mythische, quasireligiöse Bezugsgröße regelrecht seziert, herabgesetzt und entzaubert. Der Wissenschaftshistoriker Michael Hagner hat sich in seiner Studie *Geniale*

12 McMahon: *Divine Fury*.

13 McMahon: *Divine Fury*, S. 39–42.

14 Auszug aus McMahons unveröffentlichtem Tagungsabstract zu „Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren“, 2017.

15 Paula Hanitzsch / Marta Kuhn: Exzellenz, Brillanz, Genie. Historie und Aktualität erfolgreicher Wissensfiguren. In: *Bulletin Info* 54 (2017), S. 40–45, hier S. 41.

16 Vgl. McMahon: *Divine Fury*, Abb. 4.3 & 7.1.





*Gehirne* von 2003 mit der „Elitegehirnforschung“, phrenologischer Schädelvermessung sowie deren Mythisierungen und biologischen Imperativen in der Zeit vom 17. bis 19. Jahrhundert auseinandergesetzt.<sup>17</sup> Kontrapunktisch zur Elevationsdeutungslinie wurden dem „Genie“ seit Mitte des 19. Jahrhunderts Tendenzen zu mentaler Instabilität und Wahnsinn, zu Melancholie, Degeneration, Atavismus und zum Unglücklichsein zugewiesen, wie bei Cesare Lombroso und Max Nordau nachzulesen ist.

Die Kulturwissenschaftlerin **Gabriele Dietze** untersucht im darauffolgenden Aufsatz „Heller Wahn. Echoräume zwischen Genie- und Wahnsinn-Diskursen in Psychiatrie und künstlerischen Avantgarden der Moderne“ ebenfalls die pathologisierende Deutungslinie von „Genie“. Im Zusammenspiel von akademischer deutscher Psychiatrie, kulturkonservativer wilhelminischer Bourgeoisie und avantgardistischer Literatur habe im „Zeitalter der Nervosität“<sup>18</sup> eine diskursive Explosion zu „Genie und Wahnsinn“ stattgefunden. Avantgardistische Künstler wie Expressionisten und Dadaisten affirmierten den Wahnsinn als Thema, Rolle und literarische Strategie. Dietze führt vor, wie mittels des Diskurses über Wahnsinn eine klare Grenzziehung zwischen wissenschaftlicher und poetischer Wahrnehmung angepeilt wurde. So betonten Vertreter der künstlerischen Moderne ihr Unbehagen gegenüber Wissenschaftlichkeit und Positivismus, indem sie in einer symbolischen Umarmung ‚Wahnsinniger‘ eine Art „epistemischen Ungehorsam“ inszenierten und die Authentizität wahnsinnig-genialer expressionistischer Dichter feierten, letztlich um die neue wissenschaftliche Weltanschauung zu dekonstruieren. Als Antwort darauf adressierten damalige Psychiater – in einer Grenzüberschreitung der Psychiatrie in Richtung ästhetischer Urteilskraft und im Kampf um die Deutungshoheit – künstlerische Leistungen der Avantgarde als Pathologie oder Anomalie.

17 Michael Hagner: *Geniale Gehirne. Zur Geschichte der Elitegehirnforschung*. Göttingen: Wallstein 2003. Siehe zur Verbindung von „Genie“ und Pathographie: Jutta Person: *Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, bes. S. 11–13, 53–60, 70–124; Christian von Zimmermann: *Biographische Anthropologie. Studien zur Erprobung des Menschenbildes*. Berlin: de Gruyter 2006.

18 Joachim Radkau: *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*. Wien: Hanser 1998.





Der hiesige Aufsatz „*Idiotie et génie*. Gérard de Nervals Höllenfahrten ins Reale“ des Kulturwissenschaftlers **Gerhard Scharbert** geht den Verbindungslinien zwischen psychotischer, drogenunterstützter Dichtkunst und Geniewesen in der experimentellen Psychiatrie des 19. Jahrhunderts und in der ästhetischen Moderne nach. Er schaut auf das Paris des 19. Jahrhunderts, in dem eine neue medizinische Experimentalkultur und die *crème* aus Literatur und Kunst im Hôtel Pimodan auf der Île Saint-Louis aufeinandertrafen. Intellektuelle Drogenkonsumenten wie Charles Baudelaire und Honoré de Balzac führten hier unter Anleitung des Psychiaters Jacques-Joseph Moreau de Tours Selbstversuche mit Drogen durch und suchten nach Erleuchtung im ‚Dichterwahn‘. Aus dieser Konstellation entstand im Dämmer haschischerfüllter Abende, in den berühmten Drogen-Séancen im *Club des Hachichins*, laut Scharbert die moderne Ästhetik. Die Auflösung des Ich durch Psychopharmazeutika, der künstliche Wahn des poetischen „Genies“, legte eine noch brisantere Entfremdung bloß als die des Geistes von der Vernunft, nämlich die seiner organischen Grundlagen von ihm selbst. Der Schriftsteller Gérard de Nerval zog daraus als erster auch die poetischen Konsequenzen; modernes „Genie“ steht seither unter dem Unstern einer latenten Pathologie, die seine Entstehungsgeschichte mit ihm verbunden hat. Die uns so geläufige Rede von „Genie und Wahnsinn“ habe hierin ihren biographisch konkretisierten, gewissermaßen tragischen Hintergrund, so Scharbert. Der Kulturwissenschaftler **David Keller** zeigt in seinem Aufsatz „Saturn und Lithium. Genialität, Kreativität und Psychopathologie bei Kay Redfield Jamison“, dass das Ineinandergreifen von Kreativität, Genialität und Wahnsinn auch heute noch als Faszinosum in Populärkultur und den Humanwissenschaften wirkt. Die US-amerikanische Psychiatrieprofessorin Kay Redfield Jamison sieht eine enge Verbindung zwischen kreativer Sonderbegabung und verschiedenen psychischen Auffälligkeiten wie dem Wechselspiel von Depression und (Hyper-)Manie, die sich auch in ihrer eigenen Lebensgeschichte und deren Autobiographisierung im Jahr 1995 (*An Unquiet Mind*) widerspiegelt. Keller zufolge fuße in Jamisons Darstellung kreativ-geniales Schaffen auf außergewöhnlichen Stimmungslagen, wie sie im Rahmen bipolarer Störungen aufträten. Letztere seien jedoch stets in Gefahr, in Irrsinn oder Selbstdestruktivität abzudriften, und ihre negativen Energien müssten daher mittels „Charaktertugenden“ oder





Psychopharmaka gezügelt werden. Jamisons intensive Schilderungen ihres subjektiven Erlebens brachten ihr in der Rezeption selbst den Genietitel ein. Keller zeichnet nach, wie die experimentelle Schriftstellerin zu einer Grenzgängerin, einem *female genius* mit poetischer Valenz, und als Teil einer „stellaren Gemeinschaft“ stilisiert wurde. In Jamisons Psychobiographie über Robert Lowell, *Setting the River on Fire* von 2017, führe sie ihre Explorationen in die ‚Unterwelt‘ psychischen Leids von Menschen mit bipolarer Störung fort. Natur- und Himmelsraummetaphern sowie das Zelebrieren affektiver Höhenflüge und andere Stimmungsextreme ausgelöst durch manische Phasen helfen dabei, die Exzeptionalität und Heroik des Genies Lowell hervorzuheben. Die affektopathologische Störung erscheint hier letztlich als Mischung aus verführerischer Muse und vernichtendem Monstrum, die es jedoch medikamentös zu managen gelte, was wiederum zu emotionalem Abstumpfen führen könne und die per ‚Krankheit‘ entfesselte Kreativität eindämme.

### Politisierung des Geniegedankens

Neben der Wirkung innerhalb der Wissenschaftler- und Literatengemeinde strahlte die Potenz, die das Geniekonzept versprach, auch auf die politische Sphäre aus. Die starke Popularisierung und Hochkonjunktur in Biographik und Wissenschaft hatten für das Politische machtvolle Effekte. Seit den 1900er Jahren wurde das Geniewissen zunehmend mit rassenideologischen Programmen, Züchtungsgedanken und dem „Führerprinzip“ gekoppelt. Die Geschichte von Genie- und Persönlichkeitskulten hing damals mit Intelligenzforschung, Begabtenförderungsprogrammen und Ideen von geistiger Höchstleistung, Menschenoptimierung und wissenschaftlichem Schöpfertum sowie Volksveredelungs- und Züchtungsphantasien zusammen.<sup>19</sup>

Entlang von Schriften Wilhelm Ostwalds zeigt die Wissenschaftsphilosophin **Monika Wulz** in ihrem Aufsatz „Genie-Ökonomie zwischen nationalen Interessen und globalen Kontaktzonen. Begabtenförderung, Investitionsstrategien und Wissenschaftsorganisation

19 Albert Reibmayr: *Die Entwicklungsgeschichte des Talentes und Genies*. München: Lehmann 1908, veröffentlicht in 2 Bänden: *Die Züchtung des individuellen Talentes und Genies in Familien und Kasten* und *Zusätze, historische, genealogische und statistische Belege*.





bei Wilhelm Ostwald“, wie der Chemiker, monistische Philosoph und Nobelpreisträger eine möglichst ertragreiche und nationsstabilisierende Förderung begabter oder „genialer“ erfindungsreicher Personen und Wissenschaftler ersann. Im Gegensatz zu genetischen Genietheorien habe Ostwald ein energetisches und individualistisches Geniekonzept formuliert. Als „Genies“ galten ihm Personen mit der Fähigkeit, auf besonders effiziente Weise erfindungsreich denken zu können. In einem Text mit dem Titel „Die Züchtung des Genies“ (1911)<sup>20</sup> entwickelte Ostwald Auswahlkriterien für zu innovativem Denken Begabte sowie Ideen zu deren institutionalisierter Förderung. Laut Wulz konzipierte er Begabtenförderung für männliche Wissenschaftler dabei als ökonomisches Projekt, mit dem Ziel der Optimierung innovativer Fähigkeiten sowie der Stärkung des nationalen Wohlstands im Rahmen des sich um 1900 globalisierenden Kapitalismus. Wulz behandelt Ostwalds Suche nach Investitionsformen für innovatives Potenzial zugunsten nationalökonomischer Interessen im Kontext zeitgenössischer Wissenschaftsförderung (nach US-amerikanischem Vorbild; vgl. Andrew Carnegies Stiftungskonzept) und mit Blick auf internationale Wettbewerbsfähigkeit. Nach Wulz' Ansicht wird das „Genie“ bei Ostwald zu einer „Apparatur für gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Fortschritt“ und zu einem Instrument für „Kultursteigerung“.

Hinzuzufügen ist, dass Ostwald bereits in seiner Sammelbiographie über naturwissenschaftliche „Genies“ von 1909, mit dem Titel *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes*, über das Problem wissenschaftlichen Schöpfungstums und über Züchtungsphantasien nachgedacht hatte. Ostwald fragte hier, wie man „Genies“ züchten und veredeln könnte und welche Voraussetzungen bei Eltern gegeben sein müssten, damit „sie ein Genie erzeugen“. Die Universität betrachtete er als „Züchtungsanstalt“ kommender Genies.<sup>21</sup> Durch die deutsche Geniezüchtung sollte die Zahl der „Genies“ zum Nutzen der Volksgemeinschaft erhöht, „geniale“ Individuen sollten häufiger erkannt und gefördert werden.

20 Wilhelm Ostwald: Die Züchtung des Genies [1911]. In: Ders.: *Der energetische Imperativ*. Leipzig: AV 1912, S. 444–451.

21 Wilhelm Ostwald: *Große Männer. Studien zur Biologie des Geistes*. Leipzig: AV 1909, S. 324, 412–416.







In dem Aufsatz „Der Kult des Genies in Geisteswissenschaften und Literaturen. Eine kontroverse Szenerie um 1900“ demonstrierte ich, wie der Rückbezug auf das „Genie“ eine Antwort auf drängende Fragen bezüglich der Legitimierung der Geisteswissenschaften, Genealogie, „Rasse“, Nation sowie des Geschlechts und der ‚Frauenfrage‘ in der Zeit um 1900 suggerierte, indem es diese gesellschaftlichen Problemfelder imaginär überstieg. Als hilfreich hierbei erwiesen sich Metaphern, die das „Genie“ auf sprachlich-semantischer Ebene als naturgegeben, quasi-göttlich, lichtbringend, fruchtbar und überragend installierten. Zudem wird eruiert, wie sich wissenschaftliche Genieforschung in dieser Zeit sukzessive mit rassistischen, vererbungstheoretischen und volkshygienischen Programmen verband. Im Rahmen deutscher Rassenideologie wurde das „Genie“ als Garant für herausragenden Geist und Schöpferkraft sowie nationale Regeneration und ‚Wiedergeburt‘ angerufen. Wissen über „Genies“ wurde nicht nur in der Intelligenz- und Eliteforschung um 1900, sondern auch Jahrzehnte später für effektvolle Gesten auf dem großen politischen Parkett instrumentalisiert, wie sich unter anderem bei Ottokar Matura und Alfred Rosenberg zeigen lässt, die das „Genie“ auf kollektivierte Formen ausweiteten. Wie bereits Houston Stewart Chamberlain, erblickten sie im vom ‚jüdischen Element‘ befreiten, ‚reinrassigen‘ deutschen Volk ein massives Geniepotenzial. Es gab nur wenige helllichtige Kritiker des Geniekults – nicht zufällig größtenteils jüdische Denker –, die schon früh erkannten, dass das neu produzierte Geniewissen und die Genialisierung einzelner ‚Ausnahmemenschen‘ einen Ausschluss und eine Abwertung für andere bedeutete. Walter Benjamin, Julian Hirsch, Jakob Wassermann und Edgar Zilsel reflektierten punktuell kritisch über die Trias Genie, Rasse und Geschlecht. In ihren Augen spiegelten sich in der artifiziellen Überhöhung historischer Persönlichkeiten ernstzunehmende gesellschaftliche Problematiken.<sup>22</sup>

22 Hirsch: *Die Genesis des Ruhmes*.







## Genus und Genie

Ein weibliches Genie – ein Unding.  
(Fehlen von Mut und Persönlichkeit)  
Johann Nepomuk Brischar (1819–1897)

Der Geniediskurs vor und nach 1900 ging nicht nur mit rassenideologischen, sondern auch mit antifeministischen Gedanken Hand in Hand, die Frauen prinzipiell von der Gemeinde der als überzeitlich imaginierten ‚Genieanwärter‘ ausschloss, wie sich schlagkräftig in Otto Weiningers Schrift *Geschlecht und Charakter* aus dem Jahr 1903 zeigt. Obwohl Frauen seit den Nullerjahren des 20. Jahrhunderts an der wissenschaftlichen Gemeinschaft partizipierten und trotz des 1918/19 erstrittenen Wahlrechts, blieben universitäre Laufbahnen für sie noch jahrzehntelang eine Ausnahme.<sup>23</sup> Ein Grund hierfür mag in der langen Geschichte der Verbindung von Genus und Genie liegen. Seit der Antike führten philosophisch-anthropologische Begründungsfiguren dazu, dass schöpferische Geistigkeit und Weiblichkeit als prinzipiell unvereinbar galten und teilweise bis heute gelten. (Denn auch in der heutigen Wissenschaft scheint das Geschlecht immer noch einen Unterschied zu machen, wie zum Beispiel ein Blick auf die Unterrepräsentanz von Frauen in wissenschaftlichen Führungspositionen zeigt.) Bereits Platon und Aristoteles etablierten eine dichotome und ungleiche Zuweisung von Vernunft, Moral und Erfindungsgabe an Männer und Frauen. Männliche Geisteskraft galt seither als schöpferisch-fortschrittlich und kontrastiver Pol zum Weiblichen, das infolgedessen als minderwertig und geistlos angesehen wurde.<sup>24</sup> Im platonischen *Symposion* wird begründet, wie in der Geist / Körper-Dichotomie durch eine konzeptionelle strikte Trennung des Weiblich-Körperlich-Materiellen vom Bereich des Geistigen sowie eine Sublimation mann-männlicher erotischer Anziehung

23 Ulrike Auga / Claudia Bruns / Levke Harders / Gabriele Jähnert / Katrin M. Kämpf: Einleitung. Das Geschlecht der Wissenschaften. In: Dies. (Hrsg.): *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main: Campus 2010, S. 9–24, hier S. 12–14.

24 Lorraine J. Daston: Weibliche Intelligenz. Geschichte einer Idee. In: Wissenschaftskolleg zu Berlin (Hrsg.): *Jahrbuch 1987/88*. Berlin: Nicolaische Universitätsbuchhandlung 1989, S. 213–229.





„geniale“ Energien entstehen könnten. Paradoxerweise – und als Symptom für dieses Wegdrängen – wurde die Trennung im Weiteren in vergeschlechtlichende Reproduktionssprachbilder wie „künstlerische Befruchtung“, „geistige Zeugung“, „gedankliche Schwangerschaft“, „gebärende Seele“ oder „geistige Kinder“ gegossen, die die Exklusionsgeste rhetorisch sichtbar werden lassen.<sup>25</sup>

Im vorliegenden Band spürt die Kulturhistorikerin und Geschlechterforscherin **Claudia Bruns** der Verbindung von Ästhetik, Politik und Geschlecht im Geniediskurs von ihren antiken Ursprüngen bis hin zu „modernen Übersetzungen des Geniebegriffs in eine sich bewusst als elitär verstehende Wissenskultur“ entlang des Exzellenzdiktums nach. Bruns stellt dem göttlichen Schutzgeist *genius* der römischen Antike, der jedem Menschen zugesprochen wurde und angeblich dessen Vitalität, Fruchtbarkeit und Zeugungskraft regelte, das weibliche Pendant der *iuno* zur Seite, die als wirkmächtig galt, bevor die Vorstellung männlicher Schöpferkraft sich sukzessive vom Weiblichen abtrennte und als Idee geistiger Zeugung hervortrat. Auf ihrer Reise durch genierelevante Etappen der Kulturgeschichte verfolgt Bruns, wie sich der *genius* als attributives Element in das Konzept eines genialen männlichen (Künstler-)Subjekts oder „Originalgenies“ verwandelte, das zunehmend auch politisch vereinnahmt wurde. Voraussetzung hierfür war Bruns zufolge die Deutungslinie, das „Genie“ stiftete eine Verbindung zwischen Individuum, Volk und Natur, die in männerbündischen Schriften und der Vorstellung eines „Gruppenführers“ oder „Führergenies“ kulminierte und in den 1930er Jahren zu einer Problematik von nationaler Relevanz aufstieg.

Wie langlebig die Koppelung von „Genie“ an Männlichkeit sein sollte, zeigte sich im geisteswissenschaftlichen Geniediskurs um 1900. Der Großteil des Bereichs der *scientific community*, der sich mit der Frage von „Genie“ beschäftigte, sah sich selbst als biologisch männlich an. Bei den wenigen späteren weiblichen Genietheoretikerinnen, wie

25 Vgl. Walter Benjamin: Sokrates [1916]. In: Ders.: *Gesammelte Schriften. Aufsätze. Essays. Vorträge*, Bd. II, hrsg. v. Rolf Tiedemann / Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 129–132; Luce Irigaray: *Zauberliebe* [1982]. In: Dies.: *Ethik der sexuellen Differenz*, aus d. Franz. v. Xenia Rajewsky. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 29–45.





etwa Bronislaw Rosenthal oder Helga Baisch,<sup>26</sup> bestand eine Blindheit gegenüber der Geschlechterfrage. In ihren Schriften ist daher auch kein Frauen und Weiblichkeit integrierendes Anliegen erkennbar. Baisch schrieb vielmehr: „Die Natur will vom Genius Werke und keine Kinder [...]. Ausnahmemenschen [...] können nicht beides leisten, Kinder und Meisterwerke.“<sup>27</sup> Die Omnipräsenz männlicher Subjekte in der Genieforschung bedingte eine einseitige geschlechtliche Strukturierung der Wissensproduktion, die darauf fußte, Frauen als kreative, eigenständige Individuen aus dem wissenschaftlichen, künstlerischen und kulturellen Wirkungsbereich auszuschließen. Ihnen wurden in dieser Zeit per definitionem Eigenschaften abgesprochen, die mit Geistig-Schöpferischem, Intelligenz, Originalität und Wissenschaftlichkeit assoziiert waren. Männlich dominierte Wissenschaft konsolidierte sich über Exklusivität, was als Kehrseite die Exklusion realpolitischer Frauen bedeutete. Stattdessen wurden sie – in Anlehnung an das binäre Geschlechterdifferenzmuster<sup>28</sup> – mit kreatürlicher Reproduktion, den Bereichen Ehe und Familie und damit Unwissenschaftlichkeit gleichgesetzt, während Wissen, Wissenschaft und Wissenschaftlichkeit mit dem männlichen Geschlecht verknüpft wurden. Letzteres wurde durch die Setzung des „Genies“ als „Maskulinitätsideal“<sup>29</sup> (Isabell Klaiber) sowie allgegenwärtige maskulinisierende Komposita wie „geniale Geistesstärke“, „schaffende Potenz“ und „Schöpferkraft“ befeuert, die zudem eine gottgleiche Positionierung im Koordinatensystem der kulturell-symbolischen Ordnung nahelegten. Die strukturelle Misogynie der Genieforschung war auch noch Bestandteil späterer Schriften aus der Mitte des 20. Jahrhunderts:

26 Bronislaw Rosenthal: *Der Geniebegriff des Aufklärungszeitalters. Lessing und die Popularphilosophen*. Berlin: Ebering 1933; Helga Baisch: *Wahrsinn oder Wahnsinn des Genius? Sinn und Grenzen der pathographischen und psychographischen Methodik in der Anthropologie des Genius*. Leipzig: Barth 1939.

27 Baisch: *Wahrsinn oder Wahnsinn des Genius?*, S. 47, 49.

28 Vgl. auch Thomas Walter Laqueurs vieldebattiertes Zwei-Geschlechter-Modell in: *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis zu Freud*, aus d. Engl. v. H. Jochen Bussmann. Frankfurt am Main / New York: Campus 1992, S. 39, 176.

29 Isabell Klaiber: *Gender und Genie. Künstlerkonzeptionen in der amerikanischen Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*. Trier: WVT 2004.





Die Frau ist sozusagen das konservative Element des Lebens, schon in ihrer Sorge um die Nachkommenschaft und Familie waltet für sie das Gesetz der Ewigkeit des Lebensprinzips. Ungeachtet aller Emanzipationsversuche wird die Frau immer das geheimnisvolle Laboratorium des Lebens bleiben, wo es [...] kein bewußtes geistiges Schaffen zur Sicherung einer persönlichen Unsterblichkeit gibt.<sup>30</sup>

Neben der Vermännlichungsstrategie, die Trägern und Connaisseurs von „Genie“ als Kehrseite der Inferiorisierung des Weiblichen ihre Vormachtstellung sicherte, gab es parallel eine andere Dynamik in der geisteswissenschaftlichen Genieforschung. Diese bestand darin, das Geschlecht des „Genies“ als Vielheit zu erzählen und gewissermaßen chorisch zu präsentieren. Im Rahmen von Neuverhandlungen der Geschlechterbeziehungen, Erosionen der Geschlechterkategorie und des Aufweichens ihrer strikten Binarität, die Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge ihrer Verwissenschaftlichung in Medizin, Biologie, Kriminalanthropologie und anderen Disziplinen stattfanden, wurde auch das Geschlecht des „Genies“ als multipel, plural, uneins und „unzuverlässig“ vorgestellt.<sup>31</sup> Ideen gemischter Geschlechtlichkeit und mehrdeutiger Sexualitäten spiegelten sich in der Genieforschung wider, was den Verbund von Männlichkeit und Genialität herausforderte. Die theoretische Verortung des „Genies“ auf der traditionell standardisierten Zweigeschlechterskala changierte zwischen dem als ‚rein männlich‘ markierten Punkt, den ich als männliche Basisformel des „Genies“ adressiere,<sup>32</sup> und dessen Transgression, die Effeminierungen, Hybridisierungen und das Ambivalentwerden des Geniemodells sowie abweichende Sexualitäten bei „Genies“ umschloss. Ein Beispiel hierfür ist Jakob Wassermanns Novelle *Faustina – Ein Gespräch über die Liebe* (1912), in der zwar eine weibliche Trägerfigur für sich „Genie“ reklamiert und zeitgenössische Genialitätsvorstellungen gepaart mit Vergöttlichung und Vergeistigung infrage gestellt werden. Letztlich

30 Dimu Kotsovsky: *Tragödie des Genius. Genialität – Altern – Tod*. München: Selbstverlag 1959, S. 36.

31 Sabine Mehlmann: *Unzuverlässige Körper. Zur Diskursgeschichte des Konzepts geschlechtlicher Identität*. Königstein: Helmer 2006.

32 Julia Barbara Köhne: Männliche Genieformel und ihre Irritationen. Essay zur Frage weiblicher Genialität. In: *Zeitgeschichte online*, 08.03.2019. <https://zeitgeschichte-online.de/thema/maennliche-genieformel-und-ihre-irritationen> (Zugriff am 14.06.2020).





scheitert Wassermanns zornige literarische Frauenfigur jedoch am genuin männlichen Genialitätsentwurf, und der Autor verweigerte auch in anderen programmatischen Schriften Frauen den Zugang zum ‚Genieolymp‘. Walter Benjamin hingegen nutzte das „Genie“ als Figur der Geschlechterdiskurs- und Kulturkritik. Er erkannte in frühen Schriften wie „Sokrates“ (1916), dass die zeitgenössische Geniesemantik auf eine sprachlich-begriffliche – und in der Bisexualisierung des „Genies“ partiell auch konzeptuelle – Inklusion, aber eine menschlich-faktische Exklusion des Weiblichen setzte. In seinen Augen übernahm das exkludierte Weibliche eine stellvertretende Funktion: Sein bloßes Dasein als eine diskursive Position, die das Geschlechtliche, Materialität und Endlichkeit verkörpere, bürge für die „Geschlechtslosigkeit des Geistigen“.<sup>33</sup> Auch wenn Benjamin eine Vergeschlechtlichungsgeste durch eine andere ersetzte – indem er in Verbindung mit der sokratischen Fragetechnik selbst von einer „Erektion des Wissens“<sup>34</sup> sprach, gelang es ihm in einigen seiner Texte, die wissenschaftliche Geniekonzeption feminisierend umzuwandeln und deren Männlichkeitsdogma anzutasten. **Renate Kroll** verweist in ihrem Vorwort zu diesem Band darauf, wie Benjamin in seinen späteren *Denkbildern*, namentlich in dem ‚Kleinen Kunst-Stück‘ „Nach der Vollendung“, das Weibliche zwar als zum prokreativen Schaffensakt fähig befindet und das Werkegebären des Mannes als dessen weibliches Element anerkennt, diesem Denkbild zufolge jedoch „erst das männliche Element, die Geburt des Autors aus dem Werk“ in die Vollendung des Schöpfens führe.

Auch wenn die grundsätzlich männliche Genieformel – entlang der Theorie universeller Bisexualität von Wilhelm Fließ<sup>35</sup>, des Modells der „Zwischenstufen“ des Geschlechtlichen von Magnus Hirschfeld<sup>36</sup>, der „sexuellen Zwischenformen“ von Weininger<sup>37</sup> oder verweiblichender Aufladungen bei Benjamin und Wassermann – punktuell verweiblicht

33 Benjamin: Sokrates, S. 130.

34 Ebd., S. 131.

35 Wilhelm Fließ: Männlich und Weiblich. In: Albert Eulenburg / Iwan Bloch (Hrsg.): *Zeitschrift für Sexualwissenschaft* 1,1 (1914/15), S. 15–20.

36 Vgl. das 1899–1923 von Magnus Hirschfeld herausgegebene *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*.

37 Vgl. Otto Weininger: *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* [1903]. München: Matthes & Seitz 1997.





wurde, adressierte man Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen um 1900 dennoch allenfalls als talentiert oder begabt, keinesfalls jedoch als hochbegabt oder „genial“. Letztere Eigenschaften waren Männern vorbehalten – je nach Argumentationsweise qua ihres biologischen Geschlechts beziehungsweise ihrer angeblichen psychischen oder charakterologischen Disposition. So parierte beispielsweise der rassistische Philosoph Weininger die systemische Verunsicherung der Geschlechterfrage, indem er das Konzept einer psychischen Eindeutigkeit des Geschlechts festsetzte: „Trotz allen sexuellen Zwischenformen *ist* der Mensch am Ende doch *eines* von beiden, *entweder* Mann *oder* Weib“.<sup>38</sup>

Sowohl weibliche als auch männliche Denker/innen unternahmen in der Kulturgeschichte zahlreiche Versuche, die männliche Genieformel zu verweiblichen, also „Genie“ unter umgekehrten geschlechtlichen Vorzeichen zu bestimmen und wie Jacques Derrida oder Julia Kristeva etwa Frauen wie Hannah Arendt, Hélène Cixous, Colette und Melanie Klein oder,<sup>39</sup> wie Gertrude Stein, kurzerhand sich selbst als „weibliche Genies“ auszurufen.

**Barbara Will** widmet sich in ihrem vorliegenden Essay „Woman Genius Other. Gertrude Stein, Claude Cahun, Lou Andreas-Salomé, and Modernist Self-Recognition“ verschiedenen weiblichen Reaktionsweisen auf den Antifeminismus, der dem Geniediskurs um 1900 und bis in die 1930er Jahre in besonders ausgeprägter Form inhärent war. Sie zeichnet Möglichkeiten nach, „Genie“ weiblich zu denken, sich ein weibliches Genie vorzustellen oder sich im Zuge moderner Selbst-Anerkennung („self-recognition“) gar selbst als weibliches „Genie“ zu adressieren, wie dies beispielsweise die Intellektuelle Gertrude Stein durch das Performieren von genialer Männlichkeit praktizierte. Die Künstlerin Lou Andreas-Salomé hingegen suchte den männlichen Exklusionsbegriff „Genie“ in einen Begriff sozialer Inklusion für Frauen umzuwandeln. Will fragt nach den Bedingungen und Funktionen einer weiblichen Genieästhetik angesichts der Tatsache, dass „generations of scholars, creative writers, and critics

38 Weininger: *Geschlecht und Charakter*, S. 98 (Herv. i. Orig.).

39 Jacques Derrida: *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie. Die Geheimnisse des Archivs* [2003], aus d. Franz. v. Markus Sedlaczek. Wien: Passagen 2006; Julia Kristeva: Is There a Feminine Genius? In: *Critical Inquiry* 30,3 (2004), S. 493–504.





have given a male gender to genius“ (Christine Battersby),<sup>40</sup> woran sich im Prinzip bis heute nichts geändert habe. Umso bemerkenswerter sei nach Will die subtile bis provokante Geste der genannten Künstlerinnen, über den Zugang von Frauen zur Idee des „Genies“ beziehungsweise, im Fall Claude Cahuns, dessen strikte Ablehnung nachzudenken. Sie reformierten den männlich dominierten Geniegedanken, indem sie ihn zugunsten eines neuen Verständnisses von Kreativität, Originalität und multipler Urheberschaft, das zum Teil auch Frauen und Menschen jenseits dieser Geschlechtsidentität inkludierte, umwandelten.

Auch der von Barbara Ventarola konzipierte Band *Weibliche Genieentwürfe* verfolgt eine alternative Geschichte des schöpferischen Subjekts, die sich auf weibliche Entwürfe von „Genialität“ und Formen weiblichen „Genies“ bei Literatinnen vergangener Jahrhunderte konzentriert.<sup>41</sup> Die Inszenierungen weiblicher „Genialität“ versuchen laut Ventarola, gegen den Ausschluss aus der Genialitätssphäre aufzugehen und kritisieren hierdurch den fundamentalen Binarismus zwischen den Geschlechtern. Konzepte weiblichen „Genies“ und mentalen Hermaphroditismus würden zu experimentellen, verspielten und rekombinierenden Vorstellungen von „Genie“, die auf die Multidimensionalität des biologischen Geschlechts und die Pluralität der sexuellen Formen zielten.

Es muss jedoch gesagt werden, dass dies auf lange Sicht keineswegs zu einem grundlegenden Sturz dieser Ikone „männlicher Singularität“<sup>42</sup> (Jacques Derrida) und des Konzepts des an das Biologisch-Physiologische gebundenen männlichen „Genies“, sondern vielfach indirekt zu dessen Stärkung führte. Denn das Perfide am Sexismus der diversen Geniemodelle ist, dass „Genie“ in der Wissenschafts- und Kulturgeschichte nicht nur Wissensobjekt und zugleich ein Etikett für

40 Christine Battersby: *Gender and Genius. Towards A Feminist Aesthetics* [1989]. Bloomington: Indiana UP. 1990, S. 2.

41 Barbara Ventarola (Hrsg.): *Weibliche Genieentwürfe. Eine alternative Geschichte des schöpferischen Subjekts*. Würzburg: Königshausen & Neumann, im Erscheinen. Der Band schließt an ein gleichnamiges Symposium, finanziert von der FONTE-Stiftung, an, das vom 12.–13.04.2018 an der Freien Universität Berlin stattfand.

42 Derrida: *Genesen, Genealogien, Genres und das Genie*, S. 10–16.







herausragende Männer – um 1900 auch „Geisteshelden“ oder „Welt-erleuchter“ genannt – war.<sup>43</sup> „Genie“ verkörpert in der Wissensproduktion Männlichkeit, Subjekthaftigkeit, Selbstursprünglichkeit und geistige Kreation und stellt diese Merkmale, umgekehrt, durch das Aufwerten des Selbst (per Selbstgenialisierung) oder von Repräsentanten dieser Idealbilder (durch Ausrufen des Geniekanons) immer wieder her.

Hinter dem Versuch einer Umschrift der Genieformel steht der Wunsch nach einem Ausbalancieren der geschlechtermäßig asymmetrisch erzählten Geistesgeschichte, was retroaktiv schwer zu erzielen ist. Mitunter ist die Absenz von Frauen in der Geniegeschichte weniger bedauerlich als vermutet, steht doch in Frage, welchen symbolischen und epistemischen Wert es hat, sie nachträglich in das Pantheon der männlichen „Genies“ hineinzuschreiben. Zumal dies inkludierte, dass Charakteristika wie Weißsein, Westlichsein, Christlichsein, Nicht-Jüdischsein sowie die Verachtung der „Masse“, die um 1900 mit dem „Genialen“ assoziiert wurden, auf das weibliche Geschlecht übertragen würden. Besteht die Aufgabe feministischer, interdisziplinärer und transkultureller Wissenschaft stattdessen nicht in der kritischen Dekonstruktion der Geschichte des „Genialen“ und der Exklusion von Frauen sowie damit einhergehender Selbstgenialisierungstendenzen der Genieforscher – mit Seitenblick auf die Gegengeschichte der Übernahmeversuche des männlichen Konzepts durch Frauen? Sollte das Projekt feministischer Wissenschaft nicht eine reflektierte, kontextualisierende sowie selbstkritische Form von Wissenschaftlichkeit sein, die den selbsterhöhenden Griff nach dem Genielabel – orientiert über dessen historische Repressions- und Exklusionsmacht – mit einem wissenden Lächeln auslässt? — Wie der vorliegende Band zu zeigen sucht, eignet sich das „Genie“ im 21. Jahrhundert lediglich als historische Analysekatégorie und als Gegenstand für eine wachsame Dekonstruktion, nicht aber als emphatisch zelebrierte oder ruhm-begründende Bezugsgröße.

43 Vgl. Emil Ludwig: *Genie und Charakter. Zwanzig männliche Bildnisse*. Berlin: Rowohlt 1924; Hermann Türck: *Der geniale Mensch. Alles über Genialität. Verschiedene Darstellungen: z. B. von Shakespeare, Goethe, Spinoza, Byron* [1896]. Berlin: Borngräber 1918.







## Diachrone Differenzen

Wie unterscheidet sich die skizzierte historische Genieforschung, inklusive der Genieidealisation und Selbstgenialisierung, von jüngeren Tendenzen der (Auto-)Exzellenzierung in der heutigen Alma Mater? Wie hier erörtert, diente die Geniefigur damals als Vorbild und zur Legitimierung, Selbstbespiegelung, Selbstvergewisserung und Selbstnobilitierung der es erkennenden Disziplin oder Forscherpersönlichkeit beziehungsweise als Folie für politische Elevations- und Exklusionsbestrebungen. Wurden verstorbene „Genies“ um 1900 im Rahmen einer säkularisierten Heilserwartung perspektiviert, scheint es dagegen heute weniger um anvisierten Nachruhm und Unsterblichkeit, wie bei Detlev Schöttker oder in einem Sammelband von Konrad Paul Liessmann nachzulesen ist,<sup>44</sup> denn um (drittmittelakquisestärke) Einzelforscher/innen mit Managementqualitäten zu gehen. Die Originalität ihrer Arbeit wird unter anderem an einer wissenschaftskritischen Perspektive, erkenntnistheoretischer Risikobereitschaft, internationaler Distribuierbarkeit der Forschungsergebnisse und gesellschaftlicher Relevanz festgemacht. Werden im heutigen Wissenschaftssystem einzelne Wissenschaftler/innen wieder als ‚Exzellenzeminenzen‘ und / oder deren Leistungen als „exzellente“ herausgehoben, so wird zugleich zunehmend Emphase auf die Förderung von Forschungsnetzwerken gelegt. Fach-, fakultäts- und universitätsübergreifende Kollaborationen, Autor/innenkollektive, Teambildung und Forschungsverbünde („Clustering“),<sup>45</sup> die im Zeichen einer transnationalen Innovationspolitik zusätzlich auf dem internationalen Parkett kooperieren beziehungsweise Präsenz zeigen sollen, werden belobigt.

**Stefan Hornbostel und Nele Albrecht**, die deutsche Hochschul- und Wissenschaftsforschung betreiben, erklären im hier vorliegenden Aufsatz „Wissenschaft: Zwischen Genie und Kollektiv“ die Hintergründe. War in der Kant’schen Tradition der Geniebegriff noch dem

44 Detlev Schöttker: Unsterblichkeit. In: Daniel Weidner (Hrsg.): *Handbuch Literatur und Religion*. Stuttgart: Metzler 2016, S. 459–463; Konrad Paul Liessmann (Hrsg.): *Ruhm, Tod und Unsterblichkeit. Über den Umgang mit der Endlichkeit*. Wien: Zsolnay 2004.

45 Stefan Hornbostel: Eine exzellente Initiative ist nicht genug. In: *Zeit Online*, 28.01.2016. <https://www.zeit.de/2016/05/hochschule-exzellenzinitiative-forschung-foerderung> (Zugriff am 14.06.2020).





Künstler vorbehalten, stieg im 18. Jahrhundert der (Natur-)Wissenschaftler zum Prototyp des „Genies“ auf, zentriert um den Begriff der Innovation, so ihr Rückblick. Allerdings bekam dieses Bild im Verlauf des 19. Jahrhunderts Risse: Mehrfachentdeckungen und formale Regelungen zur Beilegung von Prioritätsstreitigkeiten, ebenso wie das Auseinandertreten von Gelehrsamkeit und fachwissenschaftlichem Spezialistentum, rückten andere Funktionsbedingungen von Wissenschaft in den Vordergrund und entzogen dem „Genie“ Bedeutung. Allerdings zeigt die Wissenschaft laut Hornbostel und Albrecht bis heute ein äußerst widersprüchliches Bild: Das wissenschaftliche Belohnungssystem hofiert und erhöht über das Matthäus-Prinzip den einzelnen (genialen?) Wissenschaftler. Zur gleichen Zeit verhindern immer größere Autor/innenkollektive individuelle Zurechenbarkeit, setzt Forschungsförderung auf immer größere Kollaborationen und Verbünde und Preisverleihungskomitees werden nicht müde, die Bedeutung des Teams hervorzuheben. Schließlich komme mit der Debatte um wissenschaftliche Exzellenz etwas aus dem Geniebegriff zurück, wobei unklar bleibe, ob das Label nun Menschen, Organisationen oder Leistungen gebührt.

Zugleich lässt sich beobachten, wie Exzellenz inneruniversitär auf heterogen zusammengesetzte Forscher/innengruppen verteilt wird, deren Wirken über die singuläre Leistung des Individuums hinausgeht. Bereits bei Eintritt in eine Förderperiode werden als „exzellente“ markierte Forschungsprojekte generös mit Geldern dotiert und unterstützt. Dabei ist der in der Geniekultur um 1900 systematische Ausschluss von Weiblichkeit, das heißt von konkreten politischen Frauen (Antifeminismus) sowie jüdischen Menschen („Rassenideologie“, Präfaschismus), denen der Geniestatus generell aberkannt wurde, passé. Im Gegenteil wird der ehemalige männliche Exklusionsbegriff „Genie“ heute insofern umgewandelt, indem Frauenquoten eingehalten und benachteiligte Bevölkerungsgruppen, wie zum Beispiel geflüchtete Forschende und Wissenschaftler/innen aus dem internationalen Raum, aktiv inkludiert werden sollen. Das Zusammenschließen in Verbänden findet nicht mehr – wie im früheren glorifizierenden Genie- und Persönlichkeitskult – posthum und in der Nachwelt oder per nationalistischer Einkapselung statt. Es ereignet sich nicht mehr durch Anrufung von Toten im ‚Pantheon der Genies‘, sondern im Hier und Jetzt – auf einem durch internationale und transkulturelle





Zusammenarbeit geprägten Parkett. Der Punkt selbsterhöhender Abgrenzung gegenüber der ‚breiten Masse‘ weniger Begabter ist hingegen nahezu konstant geblieben (trotz des Breitenansatzes im Exzellenzdiskurs), denn nach wie vor wird streng ausgewählt, Exklusivität vorgespiegelt, eine Rangordnung festgelegt, eine Mehrheit an Forschenden mangelfinanziert und, wie Bernhard Kempen erörtert, Nicht-Geförderte werden indirekt abgewertet.<sup>46</sup>

In dem vorliegenden Aufsatz „Zwischen Genie und Leistung. Genealogie und Gegenwart des Talents“ betrachtet der Wissenschaftssoziologe **Tobias Peter** das Problem der Distanzierung von der ‚Masse‘ beziehungsweise ihrer Aufwertung genauer – mittels eines historisch-genetischen Analyseverfahrens, das semantische Wandlungen des Talentbegriffs inkludiert. Der Talentbegriff habe sich im zeitgenössischen Bildungsdiskurs, namentlich in bildungspolitischen Dokumenten und institutionellen Selbstbeschreibungen, nicht nur zu einem normative Orientierung stiftenden Schlagwort entwickelt, sondern solle auch die Aktivierung ungenutzter Potenziale in der Bevölkerung anregen. Sowohl exzellenz- wie auch egalitätsorientierte Bildungsangebote adressierten ihre Bewerber/innen als Talente, das heißt als Subjekte-im-Werden, die individualisierter Mobilisierungs- und Optimierungsanstrengungen bedürfen. Hierbei werde der Terminus des Talents in seiner Doppelbedeutung angesprochen: ein Talent besitzen und ein Talent sein. In beiden Fällen sei Steigerung durch Förderung das implizite Ziel, was mit heutigen Vorstellungen korrespondiere, einmal gefundene Talente (*high-potentials*) zu vertikaler Exzellenz zu führen respektive, beim horizontalen Talentverständnis, potenziell alle in die Fördermaßnahmen einzubeziehen. „[M]aximale Optimierung individueller Potenziale“ ist laut Peter „zu einem unhintergehbaren Anspruch für Unternehmen, Bildungseinrichtungen und die Subjekte selbst geworden“.

Zu fragen wäre, ob solche Egalisierungs- und Nivellierungsbestrebungen ausreichen, um klassische Höhenkammvorstellungen im Hochbegabtenförderwesen nachhaltig abzubauen?

46 Bernhard Kempen: Was ist exzellente Wissenschaft? Über ihre Kriterien, Kleine Fächer und mangelnde Grundfinanzierung. In: *Forschung & Lehre* 23,5 (2016), S. 384–385.





### Where is the field moving?

Diese Einleitung endet mit einer Bremsspur ungeklärter Fragen, die in dem nun folgenden Reigen der Aufsätze von *Exzellenz*, *Brillanz*, *Genie* touchiert werden. Bei dem Versuch, das Profil heutiger Begabtenförderung sowie der (Selbst-)Exzellenzierung der Universitäten und Wissenschaften zum geisteswissenschaftlich-literarischen Geniekult um 1900 und nachfolgender Jahrzehnte ins Verhältnis zu setzen, wird sukzessive ersichtlich, worin die strukturellen und wissenschaftspolitischen Ähnlichkeiten und Unterschiede der beiden Zeitphasen bestehen. Wie können Erkenntnisse zu politischen Nebenwirkungen des historischen Genie- und Persönlichkeitskults dazu beitragen, heutige Exzellenzvorstellungen herauszufordern und zu fragen, was ihre diskursive Dominanz bewirken oder überdecken soll? Zu nennen wären hier zum Beispiel die Depotenzenierung des Mittelbaus durch fehlende oder befristete Stellen beziehungsweise das Wissenschaftszeitvertragsgesetz, oder ungleiche (inneruniversitäre) Ressourcenverteilung, was vielfach prekäre Arbeitsbedingungen für vielversprechende Akademiker/innen bedeutet und nicht selten abrupte Karriereenden hochqualifizierter Wissenschaftler/innen nach sich zieht.<sup>47</sup>

In einer futurologischen Perspektive kann auf Basis einer Kritik des früheren Geniekults nach Effekten heutiger hochschulbasierter ‚Exzellenzierungsträume‘ gefragt werden. Welche dauerhaften Folgen sind durch die neue Hinwendung zu Exzellenz für die deutsche Hochschullandschaft zu erwarten? Wie wirkt sich die Exzellenzpolitik auf einzelne Karrieren, Institute und Hochschulen sowie deren Autonomie aus?<sup>48</sup> Inwiefern kann das „erhoffte Genie-Schöpfungspotenzial der Hochschuldifferenzierung“ (Ulrich Teichler) zur Realität werden?<sup>49</sup> Welche Negativeffekte löst eine „Kultur der Dauersuggestion der

47 Vgl. David Jünger / Jessica Nitsche / Sebastian Voigt: Vorwort. In: Gerald Lind / Doris Pany (Hrsg.): *Ambivalenzraum Universität*. Berlin: Neofelis 2016, S. 7–11.

48 Vgl. hierzu Edgar Grand et al. (Hrsg.): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: Transcript 2013.

49 Vgl. hierzu auch Ulrich Teichler: *Hochschulsysteme und quantitativ-strukturelle Hochschulpolitik. Differenzierung, Bologna-Prozess, Exzellenzinitiative und die Folgen*. Münster: Waxmann 2014; Ders.: Das Hochschulsystem im Umbruch. Trends und Chancen einer stärkeren Vielfalt? In: Angela Borgwardt (Hrsg.): *Profilbildung jenseits der Exzellenz. Neue Leitbilder für die Hochschulen*. Berlin: Friedrich-Ebert-Stiftung 2013, S. 9–16.





eigenen Großartigkeit“ (Florian Meinel) aus, wie am 7. Juli 2016 an der Berliner Humboldt-Universität auf der Podiumsdiskussion „Wer betreibt Spitzenforschung? Eine Diskussion über die Vor- und Nachteile der Exzellenzinitiative für Nachwuchsforscher“ gefragt wurde? Können ein Denken in Rankings zwischen Universitäten und voraus-eilendes Eigenlob – etwa im Fall von in Exzellenzclustern geförderten Doktorand/innen – nicht auch zu Überforderung, Asymmetrien oder selbstüberschätzender Hybris führen?

In die Fach- und Förderungssprache sowie in die Selbstbeschreibungen der Forschungslandschaft und ins Antragswesen sind vielfältige Rhetoriken implementiert, die Aspekte früherer Genieforschung adressieren, das Herausragende als Kraft ‚anrufen‘ oder auf elitäre Folien abzielen. Jenseits der Frage, ob dies bewusst oder unbewusst geschieht: Soll dies zu Werbezwecken, zur Selbststabilisierung oder Autosanktifizierung dienen? Ist Selbstbelobigung hier eine Selbstbehauptungsstrategie? In welche Richtung tendieren Referenzvokabeln des heutigen Aufwertungsdiskurses? Inwiefern ist es sinnvoll, den Begriff „Exzellenz“ und andere Superlative derart inflationär zu gebrauchen? Was genau sind die Kriterien der Qualifikation, um in den Genuss dieses Labels zu kommen? Erhöht sein Gebrauch tatsächlich die institutionelle Phantasie und den intellektuellen Gestaltungswillen? Oder verdeckt er Strukturprobleme an der Hochschule, wie zum Beispiel ‚Lehrstuhlogarchien‘ und Konkurrenzdenken? Inwiefern zeitigt der Exzellenzbegriff Negativwirkungen wie Entmutigung, Frustration und Ausschluss – durch Selektion?

Was sind weitere symbolische (Neben-)Effekte der Exzellenzrhetorik, denkt man an die Förderung in Forschungsverbänden, an den inhaltlichen und personellen globalen Austausch von und unter Wissenschaftler/innen sowie internationale Wettbewerbsfähigkeit, gegenseitige Kontrolle und bestenfalls Unterstützung, zum Beispiel per *peer review*-Verfahren? Wie stehen Sprachbilder der „Exzellenz“ zu inhaltlicher Qualität und sachlicher Auseinandersetzung oder ‚Untiefen‘ im eigenen als „exzellente“ markierten Denken? Und woran lässt sich Exzellenz im Endergebnis ablesen oder messen? Am Anstieg der Reputation des deutschen Hochschulsystems, seiner Mitglieder oder deren Publikationspräsenz in der internationalen Sphäre?

Mit diesen Überlegungen hängt auch die Frage zusammen, welche Forschungsfelder heute für die Genese von „genialem“ oder „exzellentem“ Wissen und die Reflexion über Geniekonzepte vorgesehen





sind – die Begabtenpsychologie, Biographie- und Kreativitätsforschung, Bildungs- und Hochschulforschung, Elitesozio­logie oder eher Vererbungsbiologie, Gen- und Reproduktionstechnologie und die Neurowissenschaften? Wer beansprucht die Deutungshoheit, wer traut sich zu, Exzellenz zu detektieren und gegebenenfalls auszu­preisen oder aber zu kritisieren?

Die aktuelle Exzellenzfrage hat nicht nur gravierenden Einfluss auf die Entscheidung, was im deutschen Bildungssystem als hochwertig und erstrebenswert angesehen wird und innerakademisch als förderungswürdig gilt – und was, im Umkehrschluss, als medioker abgewertet wird. Auch die gesellschaftliche Wahrnehmung der Universitäten, Forschungsinstitute und generell der Rolle von Wissensproduktion steht zur Disposition. Dies wiederum wirkt sich auf die Art und Weise aus, wie der Geniediskurs jenseits von Universität und Forschung geführt wird, beispielsweise in medialisierter Form. Auch wenn frühere Vorstellungen von „Genie“ und damit verbundene Elevationsversprechen gegenwärtig vielerorts als veraltet gelten, sind seine Frageenergien noch längst nicht verpufft. Sie wurden vielmehr, wie McMahon in *Divine Fury* beschreibt, demokratisiert, profanisiert, parzelliert oder sie diffundieren in der popkulturellen Sphäre, wie zum Beispiel in Hollywoods Starsystem.<sup>50</sup> Wie diese *self made*-Konzepte, die auf Popstars, Fußballcoachs und andere kulturelle Schwergewichte sowie Wunderkinder, Gen-Engel und *idiots savants* angewendet werden, lesbar sind – ob als lokale Idiosynkrasien oder weiterhin wirksame Elevationsversprechen –, muss erst noch erkundet werden.

Mehr denn je scheint ein Zitat von Wilhelm Lange-Eichbaum zuzutreffen, der das „Genie-Problem“ Ende der 1920er Jahre als ein „Problem, das die Menschheit als Ganzes angeht“, beschrieb. Seit Jahrtausenden beunruhige es „die feinsten Köpfe“. Es sei „voll tiefer Dunkelheiten und sehr harter Fragezeichen“. Seine Stacheln verwundeten brennend Menschen. Werte würden „frech durcheinander gewirbelt, Glaubenskriege glühen auf“. Kurzum, das „Genie-Problem“ sei ein „Urwald an Riesenumfang und Wirrnis“. Je tiefer man ein­dringe, desto undurchdringlicher scheint es zu werden.<sup>51</sup>

50 McMahon: *Divine Fury*, S. 233–241.

51 Wilhelm Lange-Eichbaum / Wolfram Kurth: *Genie, Irrsinn und Ruhm. Eine Pathographie des Genies*. München / Basel: Reinhardt 1956, S. 11.





## **Dank**

Mein herzlicher Dank gilt der FONTE Stiftung zur Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses und deren langjähriger Leiterin Prof. Dr. Renate Kroll. Die freudvolle Zusammenarbeit und ihre großzügige Finanzierung haben das Berliner Symposium und diesen Sammelband ermöglicht. In den letzten Zügen der Bandproduktion hat dankenswerterweise die VolkswagenStiftung die Anschaffung eines technischen Hilfsmittels unterstützt. Für das sorgfältige und feinsinnige Lektorat danke ich Claudine Oppel.

